

Im Rahmen der Untersuchung „Bürgerbeteiligung in Berlin - 23 Interviews 2004“ von Hélène Bernard schildern 23 Gesprächspartner ihre subjektiven Erfahrungen zum Thema Bürgerbeteiligung, angefangen von der „behutsamen Stadterneuerung“ in den 80er und 90er Jahre, bis zu den heutigen Strukturen und Konzepten, in den Quartiermanagement-Gebieten.

Anhand von Einzelberichten werden die vielfältigen Möglichkeiten und Formen der Bürgerbeteiligung in der Praxis beschrieben, ihre Mechanismen, Grundlagen, Schwierigkeiten, Erfolge und Misserfolge. Die vorliegende Zusammenstellung soll einen kleinen Eindruck von der „alltäglichen Bürgerbeteiligung“, die das direkte Wohnumfeld betrifft, vermitteln und soll helfen, den noch währenden Prozess dieser Entwicklung besser zu verstehen.

Die 23 Gesprächspartner kommen aus den unterschiedlichsten Bereichen und sind z.B. Hauseigentümer, Bewohner und deren Vertreter, Politiker, Mieterberater, Sanierungsbeauftragte, Quartiersmanager usw.

Ingrid Sander und Beate Miculcy



Bezirk:	Tempelhof-Schöneberg
Stadtteil:	Schöneberg
Betroffenes Gebiet:	Quartiersmanagement Schöneberger Norden (Bülowstraße / WaK)
Gebietstyp:	Zentrales innerstädtisches Wohngebiet in Westteil Berlins mit heterogener Baustruktur (Neubebauung aus den 70er Jahren und Altbausubstanz) und hohem Anteil an Sozialwohnungsbau, ca. 17.300 Einwohner
Gesellschaften:	Stiftung Sozialpädagogisches Institut Berlin - Walter May, Beauftragte für das Quartiersmanagement (Arbeit/lokale Ökonomie, Bildung, Qualifizierung, Koordination) AG SPAS e. V. Arbeitsgemeinschaft für Sozialplanung und angewandte Stadtforschung, Beauftragte für das Quartiersmanagement (Bürgerbeteiligung und Bewohneraktivierung)
Tätigkeit:	Frau Sander: Soziologin Frau Miculcy: Stadtplanerin/Quartiersmanagerin

Ingrid Sander, Diplom-Soziologin, geboren 1949, arbeitet bei der Stiftung SPI, Sozialpädagogisches Institut, als Quartiersmanagerin im Gebiet Bülowstraße in Schöneberg.

Beate Miculcy, Stadtplanerin, geboren 1963, arbeitet bei dem Verein AG SPAS e.V. als Quartiersmanagerin.

Das zentral gelegene Gebiet um die Bülowstraße war augenfällig von Drogenmissbrauch, Beschaffungskriminalität und Prostitution geprägt. Der 510 Wohnungen umfassende Gebäudekomplex „Pallasseum“ mit einem hohen Anteil an Sozialhilfeempfängern und Ausländern (ca. 60%) hatte sehr zu dem negativen Image des Gebiets beigetragen.

Ingrid Sander und Beate Miculcy berichten, wie die Bewohner ihn und weitere Gebiete wieder in den „Griff bekommen“ haben. Sie erläutern auch, welche Methoden sie einsetzten, um die Bewohner zu erreichen und zu aktivieren.

Interview vom 13.07.04

Frau Sander und Frau Miculcy, bevor das Quartiersmanagement Bülowstraße hier eingeführt wurde, gab es mehrere Arbeitsgruppen, die die damalige Bürgermeisterin des Bezirks Schöneberg eingerichtet hatte.¹

Sie meinen den Präventionsrat, den gibt es schon seit 1998, bevor mit dem Quartiersmanagement begonnen wurde. Auf ihn baut das Quartiersmanagement auf. Er ist von der damaligen Bürgermeisterin Frau Dr. Ziemer initiiert worden. Heute ist sie als Stadträtin für Gesundheit, Stadtentwicklung und Quartiersmanagement auch für das Quartiersmanagement zuständig. Es gab damals einen Beschluss der BVV, ein Sicherheitsgremium für den Schöneberger Norden aufzubauen, weil dort die Probleme überhand nahmen. Frau Dr. Ziemer hat das umfassend definiert und einen Präventionsrat eingerichtet, in dem alle Stadträte mit ihren unterschiedlichen Aufgabenbereichen vertreten waren. Zu dessen Sitzungen wurden die wichtigen Akteure im Gebiet und die Bewohner eingeladen. In den ersten Sitzungen wurden zahlreiche Probleme angesprochen und eine Reihe von Arbeitsgruppen ins Leben gerufen, die immer unter der Leitung eines zuständigen Stadtrats oder einer Stadträtin tagen sollten. Zu ihnen gehörte die Arbeitsgruppe „Wohnen“, die sich insbesondere um die Wohnanlage „Pallasseum“ gekümmert hat. Aus dieser Gruppe entstand übrigens auch der Mieterbeirat. Der Präventionsrat tagt seit 1989 in einem Rhythmus von ca. 8 Wochen im „Pallast“, also auf der anderen Straßenseite. Damals waren die Probleme sehr groß. Die Bewohner sind dorthin gekommen und haben sich über Kakerlaken, Vandalismus, Drogengeschäfte und so weiter beklagt.

Inzwischen hat der Präventionsrat eine etwas andere Struktur bekommen. Der erste Tagesordnungspunkt heißt immer: „Kiez aktuell“. Hier haben die Bewohner die Möglichkeit, erst einmal alles, was ihnen am Herzen liegt, loszuwerden. Nach Möglichkeit sind die Vertreter der zuständigen Fachressorts in der Verwaltung anwesend, so dass sie gleich Stellung dazu nehmen können. Im zweiten Tagesordnungspunkt geht es dann unter dem Top „Nachgehakt“ um die Themen, die beim letzten Mal im Präventionsrat behandelt worden sind, und darum, was in der Zwischenzeit passiert ist. Wenn sich nichts verändert hat, wird überlegt, was man gemeinsam tun kann. Ziel des Präventionsrats ist es, nicht nur zu delegieren, sondern auch gemeinsam nach Lösungen zu suchen.

1999 sind die Stiftung Sozialpädagogische Institut (SPI) und die AG SPAS mit dem Quartiersmanagement im Schöneberger Norden beauftragt worden. Können Sie uns etwas von den Anfängen erzählen?

Das Gebiet Bülowstraße war seit 1963 Sanierungsgebiet. Als wir hier begonnen haben, forderten die Bewohner von uns, möglichst umgehend konkrete Projekte in die Wege zu leiten, weil in diesem Gebiet seit Jahren nichts Positives passiert ist. Wir haben deshalb gleich mit den ersten Projekten begonnen, wie den „Pallas-Park“, das ist ein Parkplatz, der in eine Grünanlage umgestaltet wurde. Oder die Arbeit im „Pallasseum“, in der wir eine Nachbarschaft aufgebaut haben, die in Selbsthilfe

¹ Die damalige Bürgermeisterin Frau Dr. Ziemer ist heute Stadträtin für Gesundheit, Stadtentwicklung und Quartiersmanagement im Bezirk Tempelhof-Schöneberg.

eigene Projekte durchführt. Es gab auch viele bauliche Maßnahmen und kleinere Projekte, die das Wohnen in diesem Objekt lebenswerter machen sollten.

Frau Schümer-Strucksberg, die Leiterin des Referats „Soziale Stadt“ bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (bis Mitte 2004), ist eine Verfechterin des „Loslegens“. Sie möchte schnell beginnen und Zeichen setzen, so dass die Bewohnerschaft sieht, es verändert sich etwas. Das war auch ihr Auftrag an uns. Soziologische Untersuchungen haben festgestellt, dass es in Berlin 20 bis 25 Gebiete gibt, die sich negativ entwickeln und immense soziale Probleme aufweisen, sagte sie: da trennt's, macht was! Und so sind wir gestartet, erst mit Projekten am Kottbusser Tor in Kreuzberg und dann hier im Gebiet Bülowstraße, wo es schon den Präventionsrat mit zahlreichen Ideen gab, die wir schnell aufgriffen.

Ich habe schon den im Zuge des Quartiersmanagements neu angelegten Pallas-Park erwähnt. Die Leute vermissen hier das Grün, um mal auszuspannen. Die meisten sind arm, sie können nicht immer am Wochenende ins Grüne fahren oder mal in den Ferien verreisen. Für uns war das eine schöne Gelegenheit, gleich mit dem Umbau dieses ehemaligen Parkplatzes in einen Park loszulegen. Der Bezirk hat sich sehr konstruktiv gezeigt und schnell die baurechtlichen Voraussetzungen dafür geschaffen, so dass eine Umwidmung in eine Grünfläche möglich wurde. Die Kollegen der AG SPAS haben ein umfangreiches Bürgerbeteiligungsverfahren organisiert. Das war eine gute Gelegenheit anzuknüpfen, die Bewohner zusammen zu trommeln und zu schauen, welche Anforderungen sie an eine Freizeitfläche stellen. Die Ergebnisse wurden im Präventionsrat vorgestellt und mit Planern besprochen.

Da wir Zeichen setzen wollten, haben wir auch viele andere Bauprojekte in die Wege geleitet, bis wir feststellten, dass man mit dem Bauen allein nicht die Schwierigkeiten bekämpfen kann, sondern dass noch viel mehr dazugehört. Aus diesen Erfahrungen hat sich im Lauf der Jahre ein Handlungskonzept herauskristallisiert, das wir mit allen lokalen Akteuren, aber auch mit der Verwaltung erarbeitet haben. Dieses Handlungskonzept haben wir während der Jahre immer mehr verfeinert und auch die Schwerpunkte verändert, so wie sich das Leben eben auch verändert. Anfangs hatten wir den Schwerpunkt „Pallasseum“ mit dem Ziel, selbst tragende Strukturen zu schaffen.

Wie haben Sie die Menschen erreicht, insbesondere die Migranten?

Wir haben die Menschen dort erreicht, wo sie ihre dringendsten Probleme haben. Damals ging es im Präventionsrat häufig um die Kakerlaken, die im Pallasseum festgestellt wurden. Die Mütter hatten höllische Angst um ihre Kinder. Damals existierte der Mieterbeirat schon. Aber diese Leute wussten nicht so recht mit ihrer Aufgabe umzugehen. Wir haben sie dann unterstützt, Bausteine für eine Nachbarschaft aufzubauen. Der Hauseigentümer hatte einen kleinen Etat zur Verfügung gestellt, um bestimmte Dinge organisieren zu können.

Ein Baustein war zum Beispiel die Lösung des Kakerlakenproblems. Der Eigentümer war durchaus bereit, Firmen zur Insektenbekämpfung zu beauftragen, aber die Mieter öffneten ihre Wohnungen nicht. Also ist der Mieterbeirat gemeinsam mit den Frauen, für die das Problem unerträglich war, von Wohnung zu Wohnung gezogen. Sie redeten mit den Mietern und baten sie, die Türen zu öffnen, sonst würde dieses Problem nie gelöst werden können. Und sie haben es geschafft. Es gibt keine Kakerlaken mehr. Das war ein Thema, das die Menschen wirklich sehr beschäftigt hatte.

Eine andere Möglichkeit, an die Leute heranzukommen, sahen wir bei Projekten für Kinder und Jugendliche. Dadurch erhofften wir uns den Zugang zu den Eltern. Ein Projekt war „Kochen und Backen“. In Zusammenarbeit mit dem Hort im Hof haben Kinder dort nachmittags Kuchen gebacken, während wir uns mit den Müttern unterhalten konnten. Dabei erfuhren wir von ihren Lebensumständen, ihren Problemen und Anliegen. Daraus ist eine Frauengruppe entstanden. Sie besteht aus Frauen des islamischen Kulturkreises, sowohl Türkinnen als auch Kurdinnen. Die Gruppe existiert noch heute und setzt sich zwei Mal in der Woche zusammen. Es gab noch eine weitere Frauengruppe mit Frauen des christlichen Kulturkreises, darunter ist eine Jugoslawin und eine Frau aus der ehemaligen Sowjetunion. Wir haben versucht, diese Gruppen zusammenzubringen. Das ist uns zwar nicht gelungen, aber dafür gibt es jetzt einen Bewohnerverein mit einem regelmäßigen Kaffeeklatsch für alle.

Die Räume für den Bewohner-Kaffee Klatsch befinden sich im Hof des Pallasseums. Dieser Wohnertreff ist aus Quartiersmanagement-Mitteln finanziert worden und wird vom Verein „Kaffee Klatsch“ betrieben. Dort kann man nicht nur zu günstigen Preisen Kaffee trinken, sondern es gibt auch andere Angebote, bei denen die Bewohner die Möglichkeiten haben zusammenzukommen. Der Verein setzt sich aus deutschen und nicht deutschen Männern und Frauen zusammen, die den Wohnertreff ehrenamtlich betreiben.

Können die Bewohner dort auch Familienfeste feiern?

Das geht leider nicht. Viele haben das gewünscht, aber der Eigentümer lehnt das ab, weil er zu viele Probleme befürchtet: es könnte etwas beschädigt werden, das Saubermachen würde nicht funktionieren, und die Nachbarn könnten sich gestört fühlen. Das Café liegt ja im Gebäude. Die Enttäuschung war groß. Es gibt tatsächlich einen großen Bedarf für einen solchen Treffpunkt, den vielleicht nur eine Person bewirtschaftet und dafür verantwortlich ist. Das ist noch ein weiteres Ziel.

Bleiben wir noch beim Wohnertreff. Es gibt ja schon schöne Ergebnisse. Nicht nur, dass Frauen, die lange keine Arbeit hatten, eine neue Aufgabe haben, sondern dass dadurch auch ganz junge Frauen den Einstieg in das Berufsleben gefunden haben. Zum Beispiel hat ein junges Mädchen mit seiner Mutter das Bewohner-Café betrieben und so viel Spaß daran gefunden, dass es jetzt eine Ausbildung als Kellnerin in einem Ausbildungsprojekt absolviert. Es steht jetzt kurz vor ihrem Abschluss und hat sogar während der Ausbildung mehrere Preise gewonnen. Jetzt ist das Mädchen ein Vorbild für die anderen Jugendlichen.

Es geht darum, Potenziale zu wecken.

Das ist ein wichtiger Effekt, den wir mit dem Wohnertreffpunkt erzielen wollen. Denn diese Menschen arbeiten ehrenamtlich, sie verdienen keinen Pfennig.

Viele, die hier wohnen, gehören zu den ärmeren Bevölkerungsschichten, die oft ohne Arbeit sind. Sie bekommen sehr wenig Anerkennung in dieser Gesellschaft. Beim Wohnertreff gibt es Anerkennung für diese engagierten Menschen. Das gibt ihnen auch für andere Lebensbereiche neuen Auftrieb und Selbstbewusstsein. Wie im Mieterbeirat hat sich auch hier eine gewisse Form der Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen ergeben, nämlich auf der Arbeitsebene, auf der sie gleiche Interessen haben und wo sie Entscheidungen fällen müssen. Ich habe immer wieder festgestellt: wenn Menschen gleiche Interessen haben, dann können sie auch miteinander etwas tun.

Beim Mieterbeirat ist das zum Beispiel der Fall. Er organisiert jetzt für nächsten Freitag ein großes Kinderfest, an dem sich die verschiedenen Akteure des Pallasseums in irgendeiner Form beteiligen, Essen machen und verkaufen, Kinder betreuen. Es helfen sogar ehemalige Mitarbeiter des Jugendladens mit und betreuen die Kinder und Jugendlichen. Eine große Stütze ist auch die Bewohnerin Frau Novakowski². Sie gehört auch zum Mieterbeirat.

Wichtig für uns war auch die Pflanzaktion. Bewohner kamen auf uns zu und sagten, der dritte Hof liegt brach, dort sieht es traurig aus. Der Eigentümer wollte nichts unternehmen, denn er wünschte dort einen ruhigen Hof ohne spielende Kinder. Die Mieter wollten dort gern private Mietergärten einrichten. Wir haben dann diese Mieter unterstützt, dass sie - gemeinsam mit dem Schülertreff - die Mietergärten realisieren konnten. Der Schülertreff bekam auch ein Stück Erde zum Bepflanzen ab, damit die Kinder später beobachten können, wie Erdbeeren oder Bohnen wachsen. Mit dem Eigentümer wurde ein entsprechender Vertrag geschlossen. Die Zusammenarbeit ist sehr gut. Inzwischen sind in diesen doch recht dunklen Höfen nette kleine Gärtchen entstanden. Ich bin selbst erstaunt.

Eine wichtige Rolle des Quartiersmanagements ist es, Impulse zu geben statt selbst zu organisieren.

Es kommt darauf an, dass man Multiplikatoren erreicht. Wir haben hier zum Beispiel eine sehr aktive Frau, Frau Ordüz, die „Mutter der türkischen Community“, denn sie hält alle zusammen und motiviert

² Siehe Interview mit Irmtraud Novakowski

sie. Sie hat mit ihren Leuten im letzten Jahr in einem dunklen Hof Rasen gesät, der dann kaum angegangen ist. Das schien mir etwas zu spontan, aber insgesamt kommen sehr gute Ideen herein, und die Bewohner rufen ihre Aktionen selbst ins Leben.

Mir ist aufgefallen, dass hier im Pallasseum alles sauber ist. Selbst in den offenen Räumen über dem Parkplatz gibt es kein einziges Graffiti. Ich kenne das Pallasseum ganz anders.

Eine gute Zusammenarbeit mit dem Eigentümer scheint mir sehr wichtig zu sein. Es gibt ja auch Eigentümer, die sagen, es wird nichts gemacht, denn es wird sowieso gleich alles wieder zerstört. In diesem Fall hat er wohl gemerkt, dass seine Maßnahmen bei den Mietern gut ankommen, denn es ist noch nichts beschädigt worden.

Der Eigentümer hat auch einiges an baulichen Veränderungen vorgenommen, insbesondere hat er die Treppenaufgänge neu gestaltet.

Das Konzept zur Umgestaltung ist intensiv mit den Bewohnern diskutiert worden. Wir haben die unterschiedlichsten Nutzerrunden durchgeführt, zum Beispiel mit den Frauengruppen. Im Hof haben wir die Pläne ausgestellt und einen Fragebogen entwickelt, um zu hören, wie die Leute zu diesen Maßnahmen stehen.

Der vom Eigentümer beauftragte Architekt hatte ihm geraten, das Gebäude transparenter zu gestalten und nicht alles zu verbarrikadieren und unzerstörbar zu machen. Denn das provoziert den Vandalismus. Deshalb gibt es jetzt große, verglaste Fronten. Früher bestanden die Fronten aus undurchsichtigem Drahtglas, das überall kaputt war. Die Leute sind dagegen getreten, weil man sie ja von der anderen Seite nicht erkennen konnte. Jetzt ist alles transparent, die Treppenhäuser sind neu gestrichen worden. Die langen Flure sind in überschaubare Segmente aufgeteilt worden. Trotzdem hat jede Wohnung ihre beiden Fluchtwege behalten, wie es für Hochhäuser vorgeschrieben ist.

Wann war das?

1999 wurde mit den Arbeiten begonnen. Der Eigentümer ist die „Pallasseum Wohnbauten KG“. Früher nannte sich der Wohnkomplex „Wohnen am Kleistpark“. Im Volksmund wurde er „Sozialpalast“ genannt. Das kommt uns jetzt nicht mehr über die Lippen, weil die Bewohner sich durch diesen Namen stigmatisiert fühlten. Wir haben einen Namenswettbewerb ausgelobt, der zum Namen „Pallasseum“ geführt hat. 127 Menschen hatten sich beteiligt. Im Rahmen eines Festaktes wurde der Name öffentlich bekannt gegeben. Fassadenkletterer ließen ein großes Plakat mit dem neuen Namen an der Fassade herunter. Die Aktion war sehr gelungen, und wir arbeiten seitdem daran, dass sich der Name durchsetzt. Manchmal gibt es Leute, die herüberschauen und sagen: „Guck mal, das ist der Sozialpalast“. Ich antworte darauf: „Nein, das ist das Pallasseum“. Irgendwie merkt man, dass sich hier etwas entwickelt und dass auch der Name stärker in das Bewusstsein der Menschen rückt.

Kamen die Veränderungen durch die gute Zusammenarbeit zwischen Eigentümer und Quartiersmanagement zustande, oder hatte er schon früher damit begonnen?

Ich denke, es ist beides. Es handelt sich hier um eine Großwohnanlage mit 510 Wohnungen, an der sich die Probleme konzentrieren, so dass die Bezirkspolitik und die Verwaltung mit dem Eigentümer ins Gespräch kommen. Meistens bringen sie ein paar Ideen und einige Mittel mit. Etwas lässt sich immer umsetzen, und wenn der Eigentümer sieht, dass es etwas bewirkt, ist er in der Regel auch dazu bereit. Letzten Endes muss er für vermietbare Zustände sorgen. Das ist sein Geschäft. Deshalb hat er in der Regel ein offenes Ohr. Wenn er schon Bewohner hat, die einer schwierigen Gruppe zuzuordnen sind, dann weiß er auch, dass er etwas tun muss, was über das eigentliche Vermietungsgeschäft hinausgeht.

Die Mietzahlung wird bei Sozialhilfeempfängern vom Sozialamt übernommen. Es gibt keine großen Mietrückstände....

Aber es gab hier einen riesigen Leerstand. Von 510 Wohnungen waren über hundert nicht bewohnt bzw. gekündigt. Das war für den Vermieter ein richtiges ökonomisches Problem. Er hat alle Maßnahmen unterstützt, von denen er sich einen Vermietungserfolg erhoffte. Immer wieder hat er betont, er sei kein reiner Wohltäter. Dennoch ist er immer bereit, Mieterwünschen nachzukommen, weil er sich etwas davon verspricht.

Ich habe gesehen, dass es hier auch einen Wachschatz gibt.

Ja, es gab hier ein Sicherheitsprojekt mit einer Wachschatzfirma, die ABM-Kräfte eingesetzt hat. Das Projekt ist ausgelaufen, aber den Wachschatz gibt es noch. Das war eine Forderung der Bewohner. Sie wollten sich sicher fühlen.

Es ist noch wichtig zu erwähnen, dass der Eigentümer die Vertragsmiete um 1,50 EUR/qm gesenkt hat, weil er bei der Investitionsbank Berlin durch eine Umschuldung seine Kosten senken konnte.

Das Sozialamt zahlt doch die Miete, wieso hat er sie dann gesenkt?

Es gibt auch Mieter, die nicht vom Sozialamt leben.

Damals haben sie 8 EUR/qm warm gekostet, später waren es nur 6,50 EUR/qm warm. Die Wohnungen sind wunderschön, mit einem herrlichen Blick auf die Stadt, und die meisten Mieter sind zumindest mit ihrer Wohnung sehr zufrieden. Für viele, die keine Sozialhilfe erhielten, aber war die Wohnung nicht bezahlbar und mit den damaligen negativen Begleitumständen unakzeptabel. Deshalb sind sie weggezogen. Mittlerweile kommen einige von ihnen wieder zurück ins Pallasseum, weil sich hier etwas verändert hat. Die Umgebung hat einiges zu bieten, wenn ich nur an den Winterfeldplatz³ denke. Der Eigentümer hat vor, auch andere Bevölkerungsschichten hereinzuholen.

Deshalb muss er das Image dieser Wohnanlage verbessern.

Viele Eigentümer haben verstanden, dass sie erst gar keine Verwahrlosung aufkommen lassen dürfen und gleich wieder alles in Ordnung bringen müssen. Es gibt viele Methoden, manche Hauseigentümer stellen Bewohner als Haumeister an, oder es werden ABM-Kolonnen mobilisiert, die immer wieder den Hausflur streichen. Schließlich haben die meisten Leute doch Respekt vor so weißen, jungfräulichen Wänden. Wenn das nicht geschieht, verbreiten sich Phlegma und Perspektivlosigkeit und die Bewohner äußern Bemerkungen wie: „Alles ist hier Mist“ oder: „Nichts ändert sich“. Die meisten Menschen reflektieren nicht, dass sie etwas verändern könnten. Denn wer sind denn die Verursacher? Es sind vor allem Menschen, die hier wohnen.

Im gesamten Gebiet gibt es Gewalt- und Drogenprobleme. Was können denn die Bewohner gegen diese Gewalt unternehmen? Zu Beginn unseres Gesprächs haben Sie das Prinzip genannt, „gemeinsam nach Lösungen zu suchen“, können Sie uns zu diesem Thema ein Beispiel nennen?

In der Mansteinstraße haben wir zum Beispiel ein Drogenproblem. Dort dealen Kleinhändler mit niedrigschwelligem Drogen. Es gibt verschiedene Vereinsheime, die als Drogenumschlagplatz dienen. Polizei und Gewerbeaufsicht haben versucht, dagegen vorzugehen. Dabei hat man festgestellt, dass man das Problem eigentlich nur dann lösen kann, wenn die Bevölkerung mithilft und man gemeinsam die Straße zurück erobert. Also hat man das Projekt „Lebendige Mansteinstraße“ begonnen, bei dem Bewohner gemeinsam etwas gegen das Problem tun. Im vergangenen Jahr gab es ganz viele Feste und Aktionen, für Kinder, für Jugendliche. Es gab ein Straßenfest, einen Kinderzirkus, Karneval, ein Sportfest, Informationsveranstaltungen und Märkte. Ziel war auch, dass sich die Leute untereinander kennen lernen, um einen Bewohnertreff ins Leben zu rufen. Er ist jetzt seit einem dreiviertel Jahr in Betrieb. Einmal in der Woche trifft sich die Bewohnerinitiative mit verschiedenen Akteuren im Gebiet, um alles Mögliche zu planen. Daraus sind schon verschiedene Projekte für Kinder und Jugendliche entstanden. Jetzt gibt es auch eine Frauengruppe, deren Arbeit im Rahmen eines EU-Programms unterstützt wird. Der Bewohnertreff erhält auch Mittel aus dem Aktionsfonds des Quartiersmanagements. Das Projekt wird vom Bezirk Tempelhof-Schöneberg aus Sanierungsförderungsmitteln finanziert.

³ Lebendiger Platz in Altbauquartier

Die Leute vom Bewohnertreff machen sicher auch beim Präventionsrat mit.

Ja. Das Positive daran ist, dass dadurch eine Vernetzung entsteht. Plötzlich findet eine Vielzahl von Projekten statt, die aus den unterschiedlichsten Töpfen finanziert werden. Zum anderen findet eine Wiederbelebung von Räumen statt, weil sich die Leute auf der Straße treffen und miteinander reden. Das vertreibt dann die Leute, die eher dunklen Beschäftigungen nachgehen.

Gibt es denn eine Kooperation mit der Polizei?

Ja, hier im Schöneberger Norden läuft es sogar besonders gut. Die Zusammenarbeit mit der Polizei ist ein zentrales Element unserer Arbeit. Wir haben hier ein gemeinsames „Präventions- und Ermittlungsteam“. Der für diesen Bereich zuständige Leiter nimmt regelmäßig an allen Gesprächsrunden teil, die wir organisieren, und steht den Bewohnern immer als Ansprechpartner zur Verfügung. Die Polizei ist hier gut mit den Bewohnern vernetzt, und auf dieser Basis hat die Arbeit Hand und Fuß.

Solche Drogendealer lassen sich aber nicht so leicht vertreiben. Werden die Leute hier nicht bedroht?

Es gibt ein subjektives Gefühl der Bedrohung, das wird immer wieder geäußert. Viele Leute hatten Angst, zu den Treffen zu kommen. Ob das Gefühl real begründet ist, müssen Sie die Polizei fragen. Ich glaube eigentlich nicht. Dennoch wird es ernst genommen, und die Leute sprechen darüber. Dadurch entsteht eine Gemeinsamkeit. Viele Eltern lassen ihre Kinder wegen der Drogenprobleme nicht auf diese Straße. Die Straße hat einen zweifelhaften Ruf. Doch inzwischen scheinen es die Dealer dort ungemütlich zu finden. Die vielen Feste und andere Aktivitäten stören den Rhythmus der Dealer. Außerdem konnte die Polizei eines der Vereinsheime als Dealernest ausheben. So hat sich die Drogenszene ein bisschen verlagert. Denn wirklich lösen können wir das Problem nicht. Manchmal merken es unsere Kreuzberger Kollegen, wenn in Schöneberg-Nord besondere Aktivitäten waren. Dann verlagert sich alles nach Kreuzberg.

Auch wenn die Gewalt faktisch nicht so groß ist, ist es wichtig, die Ängste der Bewohner ernst zu nehmen...

Das ist absolut wichtig. Wenn die Bewohner sich unsicher fühlen, dann wollen sie etwas daran ändern, und das kann bedeuten, dass sie umziehen, obwohl sie das vielleicht gar nicht möchten. Außerdem legt die Polizei großen Wert darauf, dass jeder Delikt angezeigt wird, damit die Polizei überhaupt zum Einsatz kommt. Viele haben nämlich Angst vor Repressalien, und das ist ein großes Hindernis. Deshalb ist es gut, wenn man, wie in der Mansteinstraße, das Problem gemeinsam angeht. Wenn einzelne mutige Bewohner den Mund aufmachen, dann schließen sich auch andere an. Sie merken, dass Angst haben irgendwie normal ist und dass man mit der Unterstützung anderer, auch dem Quartiersmanagement, Ängste abbauen kann.

Welche generellen Erfahrungen haben Sie bei der Bewohnerbeteiligung gemacht? Welches sind die besten Methoden, um Leute zu aktivieren?

Bewohnerbeteiligung funktioniert eigentlich nur, wenn man ein bestimmtes Interesse anspricht. Solange ein bestimmtes Interesse an einem Projekt oder an der Lösung eines Problems besteht, kann man die Leute ganz gut mitnehmen. Sie beteiligen sich und dann ist es auch wieder gut. Wichtig ist, dass das Gefühl entsteht: wenn ich mich einsetze, dann kann ich auch etwas verändern. Die eingesetzte Energie darf nicht verpuffen. Allerdings kann man die Leute nicht permanent mit bestimmten Problemen beschäftigen. Nur wenig Menschen können so etwas zu ihrer „Dauersache“ machen. Das sind dann die berühmten „Multiplikatoren“, die irgendwie immer da sind.

Wir haben im Lauf unserer Arbeit festgestellt, dass man jeweils die richtige Methode wählen muss, um an bestimmte Menschen heranzukommen. Mit klassischen Beteiligungsmethoden wie Konferenzen oder Workshops erreicht man nicht unbedingt die hiesige Bevölkerungsschicht. Allerdings haben wir hier auch Vertreter des Bildungsbürgertums. Sie sind als Studenten zu Beginn der Sanierung in die billigen, unsanierten Wohnungen eingezogen und geblieben. Auch die türkischen Mitbewohner kann

man nicht über einen Kamm scheren, wir haben hier viele, die zur türkischen Mittelschicht gehören. Oder es gibt ehemalige Industriearbeiter, die jetzt ohne Arbeit sind und sich in die Familie zurückgezogen haben, weil sie dort die stärkste Identität finden. Auch der Umgang mit türkischen Geschäftsleuten und Händlern muss gelernt sein. Um ein Problem zu besprechen wird erst Tee getrunken, dann gesellen sich weitere Männer in die Runde, und man schwatzt erst einmal zwei Stunden, bevor man zum Thema kommt. Wir haben viele Erfahrungen gemacht und sehen in diesen kulturellen Unterschieden auch eine Stärke. Darauf reagieren wir mit unterschiedlichen Methoden, um mit allen diesen Menschen in Kontakt treten zu können.

Zum Beispiel haben wir im Kleistpark Bewegungsflächen für Kinder und Jugendliche geschaffen. Dem ging ein umfangreiches Teilnahmeverfahren voraus. Wir haben uns an die Jugendeinrichtungen gewandt und mit den Jugendlichen gesprochen, was sie wohl beschäftigt. Daraus haben wir gemeinsam einen kleinen Fragebogen entwickelt und mit bestimmten Jugendlichen, die eine Art Multiplikatoren-Funktion hatten, andere Kinder und Jugendliche befragt. Die Jugendlichen hatten Fragebogen, Kamera und Mikrofon dabei und wollten von den anderen wissen, was sie im Park denn eigentlich tun wollen. Die Aktion ist natürlich ausgewertet worden.

Danach haben wir ein Fußballturnier organisiert, um diesen Ort, der schwer erreichbar ist, bekannt zu machen. Das erste Turnier fand noch auf dem Schulsportplatz statt. Dort haben wir dann vorgestellt, was sich die Jugendlichen aus dem Kiez so wünschen. Bei späterer Gelegenheit haben wir den Film gezeigt und erklärt, warum nur bestimmte und nicht alle Wünsche erfüllt werden können. Wir haben mit den Jugendlichen zusammengesessen und alle Wünsche noch einmal besprochen. Zum Beispiel haben sie sich einen Gummibelag gewünscht, aber das war finanziell einfach nicht drin. Wenn man das gut erklärt, stößt man meist auch auf Verständnis.

Das Fußballturnier fand nun schon im dritten Jahr statt, jetzt auf dem neuen Platz, diesmal als Mädchenturnier. Es war sehr erfolgreich. Darüber wurde sogar in der Zeitung „Merhaba“ berichtet. Es ist nämlich sehr schwer, in die türkische Presse zu kommen.

Eine andere gute Methode, die Leute zu erreichen, ist es, Einzelgespräche zu führen. Wir gehen dann in einen Laden, kaufen etwas und beginnen ein Gespräch. Oder wir sprechen Mütter an, die auf einer Bank sitzen Einfach ins Gespräch kommen.... Dabei kann man unglaublich viel erfahren, aber die Methode ist auch sehr zeitaufwändig.

Machen Sie auch Gebietsbegehungen? Wer ist denn dabei?

Gerade neulich sind wir wieder durch das Gebiet gegangen. Die Begehungen werden immer von der Stadträtin für Gesundheit, Stadtentwicklung und Quartiersmanagement, Frau Dr. Ziemer, geleitet, und wir bereiten den Rundgang vor. Mit dabei sind die Vertreter der zuständigen Fachbereiche wie Tiefbauamt, Natur- und Grünflächen Amt, Stadtplanungsamt. Wir suchen einen Bereich aus, den man gut in zwei Stunden schaffen kann, gehen in die Höfe und lassen uns von den Bewohnern führen. Wir weichen auch von der Route ab, wenn es wichtig ist und wir sehen, dass dort etwas getan werden muss. Dadurch können wir gut Prioritäten für die weitere Arbeit setzen.

Es gab hier eine Plakataktion gegen Gewalt, die sogar einen Preis bekommen hat. Können Sie darüber etwas berichten?

Besonders im Bereich Bülowstraße gab es - und gibt es immer noch - Probleme durch Gewalt gegen Jugendliche. Es kamen Mütter aus der Bülowstraße in den Präventionsrat und haben sich darüber beklagt, dass ihre Kinder im Alter von acht bis zehn Jahren überfallen und beraubt wurden. Man nimmt ihnen ihr Handy, ihr Geld und bedroht sie. Die Mütter beteuerten, dass sie sehr gern in diesem Gebiet leben, aber dieser Gewalt nicht mehr tatenlos zusehen könnten. Daraufhin haben wir mit der damaligen Jugendstadträtin die „Arbeitsgruppe Zoff“ gegründet, in der nicht nur die Eltern, sondern auch die Anwohner und die Vertreter der wichtigsten Institutionen zusammengekommen sind: Verwaltung, Abteilung Jugend, die Polizei, Wohnungsbaugesellschaften, Jugendeinrichtungen, Schulen und Kindertagesstätten.

Eine von diesen Müttern, eine Künstlerin, hatte die Idee, eine richtig professionelle Plakat-Aktion zu machen. Sie wies auf die Notwendigkeit hin, mehr über Gewalt und Themen wie Toleranz, Schmerz,

Fremde, Ehre - die in Kindergärten und Schulen - zu arbeiten. Zu diesen Begriffen entstanden Texte, gemalte Bilder und Collagen, die dann im öffentlichen Straßenraum plakatiert wurden. Aber nicht in Form einfacher Kopien, sondern auf künstlerisch gestalteten Werbetafeln, die in mehreren Phasen aufgehängt wurden. Zunächst gab es Plakate mit den genannten Begriffen in deutscher, arabischer und türkischer Sprache. In der nächsten Phase folgten die von den Kindern gemalten Bilder, dann waren die Collagen an der Reihe, und zum Schluss erschienen die Texte. Die Reihenfolge war weniger wichtig als das ganze Verfahren.

Der Quartiersfonds hatte dafür 78.000 EUR bewilligt.

Es wurde umfassend für dieses Projekt geworben. Die Projektleitung war dem Büro „Camino“ übertragen worden, das seine Räume im Gebiet bezogen hatte. Eine Jury wurde ins Leben gerufen, die die Bilder auswählte, und es gab ein großes Fest, für das viele Preise gesponsert worden sind. Zum Schluss ist eine Dokumentation und eine Zusammenfassung speziell für Lehrer entstanden, um ein solches Projekt wiederholen zu können. Es war wirklich sehr viel Arbeit. Und es hat große Kreise gezogen. Alle Schulen aus der Umgebung haben sich beteiligt, aus dem ganzen Bundesgebiet gab es Anfragen. In der Fachliteratur für Pädagogen erschienen Aufsätze zu diesem Thema.

Wie kann denn der Erfolg sichtbar gemacht werden?

Wichtig war die Beschäftigung mit den Begriffen und der Austausch darüber. Man lernt, dass es schon etwas bewirkt, wenn man sich Gedanken darüber macht. Was, zum Beispiel, ist Gewalt? Ist es schon Gewalt, wenn ich den anderen anschreie oder anpöbele oder äst, wenn ich jemand schlage oder trete? Ist Rassismus Gewalt? Es ist eine langfristige Arbeit, wenn Jugendliche lernen sollen, sich mit diesen Begriffen Auseinandersetzen. Darüber zu reflektieren kann schon verhindern, dass man einfach zuschlägt. Langfristig werden wir mit solchen Projekten Erfolg haben, insbesondere wenn wir sie mit der Streetwork-Arbeit im Kiez verbinden.

Wie ist es denn jetzt, gibt es noch immer viele Überfälle?

Die gibt es nach wie vor. Bei einem so großen Thema reicht natürlich die Plakataktion nicht aus. Dennoch hat sie gewirkt. Nur ein kleines Beispiel: Wir haben die Plakate hier in unserem Büro in die Fenster gehängt und gemerkt, dass viele Menschen stehen geblieben sind und sich alles intensiv angeschaut haben. Ich unterstelle ihnen, dass sie über das Thema nachgedacht haben. Es ist ein erster Anstoß.

Es ist ja nicht das Einzige, was wir dort unternommen haben. Über eine lange Zeit haben wir vom Jugendmuseum aus Kulturprojekte organisiert, Theater, Tanz und Musik. Wir haben mit den Kindern und Jugendlichen auf den verschiedensten Ebenen gearbeitet, vor allem in den Schulen, und immer wieder zu den Themen Gewalt, im öffentlichen Raum, in der Familie, auch über Rassismus. Parallel dazu gab es weitere Projekte, zum Beispiel mit Frauen. Auf ganz vielen Ebenen wurden Projekte durchgeführt, sie müssen erst einmal zusammenwirken. Sie sind wie Samenkörner. Irgendwann wollen wir den dichten Rasen sehen, den wir gesät haben. Vorher gehen wir nicht weg.

Können Sie zum Schluss noch etwas über das heutige Image des Gebiets sagen?

Die Bewohner nehmen wahr, dass hier vieles besser geworden ist. Sie haben es auch ausgesprochen. Auch die Presse schreibt es. Aber sie weist immer noch auf Schmutzdecken hin. Das beste Zeichen ist es, wenn es gar keine Berichterstattung mehr gibt. Denn die Presse ist häufig daran interessiert, nur das Negative aufzugreifen. Doch in letzter Zeit mehren sich ausgewogene Artikel, die im Prinzip Positives sagen.

Trotzdem haben wir natürlich eine ganze Reihe von Problemen, die wir angesichts der makroökonomischen Bedingungen in diesem Land allein nicht lösen können. Gegen die allgemeine Arbeitslosigkeit können wir nichts tun. Wir können zwar ABM-Maßnahmen durchführen, dann sind einige vorübergehend beschäftigt, aber es sind keine nachhaltigen Lösungen.

Aber man kann das Bewusstsein der Einwohner stärken.

Das machen wir auch. Aber in diesem Gebiet leben über 17.000 Einwohner. Es ist 67 Hektar groß. Da kann man nur in bestimmten Bereichen wirken. Am meisten erreicht man in einem persönlichen Gespräch, doch so viel Zeit steht meistens nicht zur Verfügung.

Aber man hat etwas erreicht...

Ja, wir haben viel im Wohnumfeld gemacht. Das ist sichtbar, und die Leute haben verstanden, dass sich etwas verbessert, wenn man etwas tut, auch im kleinen Kreis. Man kann die Politiker aktivieren, man kann versuchen, Gelder zu bekommen, um selbst etwas zu organisieren. Wenn wir das Gebiet verlassen, sollte eine Struktur vorhanden sein, die es erlaubt, dass Menschen auf den verschiedensten Ebenen miteinander arbeiten und etwas in Gang setzen. Dann sollte die Selbsthilfe einsetzen. Wir haben versucht, Wege aufzuzeigen, und wir haben Netze geknüpft. Wir machen Elternarbeit, Jugendarbeit und stimmen Konzepte mit der Verwaltung und den Trägern ab. So baut eine Aktivität auf der anderen auf. Und wenn wir es geschafft haben, dass die Leute sich weiter engagieren, haben wir sehr viel erreicht.

Aber auch die Selbsthilfe hat ihre Grenzen. Manche Gebiete brauchen weiterhin eine Betreuung im Sinne von Beratung, Begleitung und Förderung und deshalb finanzielle Unterstützung. Allein geht das nicht, man braucht viele Partner am Ort.

QUELLE:

Bürgerbeteiligung in Berlin - 23 Interviews 2004

Autorin: Hélène Bernard, Architecte D.P.L.G.

Redaktion: Hélène Bernard, Christiane Borgelt, Vesna Djordjevic

Grafik: Hélène Bernard, Gudrun Steger

Auftraggeber: Ministerium für Infrastruktur, Verkehr, Wohnungswesen, Tourismus und Meer der Republik Frankreich (Ministère de l'Équipement, des Transports, du Logement, du Tourisme et de la Mer), Planung Städtebau Bauen Architektur (PUCA - Plan Urbanisme Construction Architecture)

Kontakt: Hélène Bernard, E-Mail: helene.bernard@snafu.de

S. 107 - 116